











## Redigirt von Eduard Maria Dettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindestens 200 Holzschnitten, Kunst- und andern Beilagen. Vierteljährlicher Pränumerationspreis:  $1\frac{1}{3}$  Thaler. Sämmtliche Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. Beiträge frankirt einzusenden an den Redacteur.

### An unsere Abonnenten.

Unser „Charivari“ hat gleich bei seinem ersten Auftreten überall so ungetheilten Beifall gefunden, dass schon beim Erscheinen der sechsten Nummer die nicht unbedeutenden Kosten vollständig gedeckt waren. Es freut uns, erklären zu dürfen, dass unser anfangs gewagtes Unternehmen nunmehr gesichert ist.

Unsere Abonnenten werden ersucht, ihre Bestellungen auf das zweite Quartal, das am 1. Januar k. J. beginnt, noch vor Ablauf des ersten zu erneuern, um keine Unterbrechung in der Zusendung ihrer Blätter zu erleiden.

Der ganze Jahrgang, bestehend aus 52 enggedruckten Bogen — wovon jeder mehr Text als fünf der gewöhnlichen Journal-Nummern enthält — mit zweihundert Karikaturen und andern Kunstbeilagen, ausgeführt von den besten deutschen und französischen Künstlern, kostet 5 Thaler 10 Neugroschen.

Ph. Reclam jun. E. M. Dettinger.

### Das beste Mittel.

Von Karl Kalm.

In eines großen Pascha's Stadt  
Sich Folgendes ereignet hat:

Das Volk, gedrückt von hartem Zwang,  
Mit Bitten in den Pascha drang.

Doch schenkte er ihm kein Gehör;  
Da griff es endlich zum Gewehr.

Es stürmt und tobt die Stadt entlang;  
Da wird's dem großen Pascha bang.

Als Keiner dem Aufruhr steuern kann,  
Da langt der Pascha selber an.

Man fährt Kanonen vor die Meng',  
Doch immer dichter wird's Gedräng'.

Auf einen Stein stellt er sich drauf  
Und schlägt dann seine Lieder auf.

Er hält das Buch, mit dem gold'nen Rand,  
Und liest zum Volke hingewandt.

Das Volk kehrt heim, von wo es kam,  
Sobald's das erste Wort vernahm.

Nicht drei Minuten währt es mehr,  
Der weite Platz ist öd' und leer.

Der Pascha herunter steigt vom Stein  
Und steckt seine rührenden Lieder ein.

\* \* \*  
Nicht immer brauchet man Kanon',  
Dft thut's ein Band Gedichte schon.



## Der Mann ohne Vornamen.

Curiose Idee von E. M. Dettinger.

Namen nennen Dich nicht,  
Dich bilden nicht Griffel noch Pinsel.  
Jean Paul.

### I.

Er heißt Polck und ist — Literat. Literat aber glaubt heut zu Tage jeder Dummkopf zu sein, der einen Journal-Artikel, wäre er auch nur zehn Zeilen groß, geschrieben hat. Polck war Anfangs Piccolo, später Fagott und zuletzt Mohrenwirbel bei der Janitscharen-Musik des jungen Deutschlands, also ein Mann, der im wahren Sinne des Worts vielen Lärm (um nichts) gemacht und — wie sich das von selbst versteht — sich mehr eingebildet hat, als Vater Göthe und zehn Tambour-Majors. Wie der letzte Querpfeifer jener gestorbenen Janitscharen-Musik hält sich auch Polck, wiewohl, längst verschollen, kein Hahn, nicht einmal die Gräfin Ida um ihn kräht, für eine der ersten Puissancen, für den Tambour-Major der deutschen Journal-Bande, für einen der Groß-Marschälle der lärmmachenden Tages-Literatur, für einen der größten Gimpel — Gipfel will ich sagen — unserer Zeithöhe (Lieblingsausdruck des Herrn Polck). Er schreibt Kritiken, die unter den Novellen, und Novellen, die unter der Kritik sind; dann und wann schreibt er auch Romane und — weil es einmal Mode geworden ist, auch von der Bühne herab seine Größe auszutrommeln — Theaterstücke, Trauerspiele à la Gutzkow, Laube und Kühne, prachtvolle Meisterwerke, die das abscheuliche Publikum — pfui, wie kann man so boshaft sein! — durchaus nicht goutiren will. — Nach Polck's Ansicht giebt es jetzt nur einen großen dramatischen Dichter. Raupach? — Schund! — Grillparzer?? — Schund!! — Halm??? — Schund!!! — Wer also ist der Eine? — Polck, kein Anderer als Polck, genannt Messias IV. — Auch von den ältern Dichtern, selbst von unserm großen, göttlichen, unerreichbaren Schiller hält er wenig oder gar nichts, denn dieser Dichter ist ihm viel zu keusch. Eine Schiller'sche Tragödie kann man nur bis zum vierzehnten Jahre bewundern, im fünfzehnten muß man darüber lachen, im sechzehnten gähnen, im siebenzehnten einschlafen, im achtzehnten aufwachen und im neunzehnten ein zehn Mal besseres Trauerspiel schreiben können, denn Schiller ist weiter nichts, als ein Floskelskauer, ein Tiradenwürger und — Moral-schwäzer, meint das große Genie, der winzig kleine Polck. In einem modernen Trauerspiel, meint der große Polck und kleine Schiller, darf Alles, nur keine Moral, keine Spur von Moral vorkommen, denn Moral gehört überhaupt nicht auf die Bühne und am allerwenigsten in ein Drama. Je unmoralischer, desto kühner, desto lockender, desto dramatischer ist die Tragödie.



Alle unsere neuern Trauerspieldichter taugen nur darum nichts, weil ihre Stücke noch viel zu moralisch sind! — Du siehst, guter Freund, daß Herr Polck eines jener tragi-komischen Specacuanba-Kerlchen, eines jener zweibeinigen Brechpülverchen ist, über die ein Mensch, der nur zwei halb gesunde Sinne hat, sich erst krank und dann wieder gesund lachen kann.

Im Uebrigen ist Herr Polck — Literat, mithin auch, wenn gleich nur aus eigener Machtvollkommenheit, Doctor!!! — ein höchst ehrenwerther, ungemein liebenswürdiger, ausnehmend einnehmender Mensch, zwar nicht sehr schön, aber . . . auffallend häßlich, eines jener Wesen, deren Gesicht — etwa wie mein eigenes — Bart, ganz Bart, nichts als Bart ist; aber trotz seiner Häßlichkeit hält er sich, wie fast jeder Schönggeist, überzeugt, fest überzeugt, daß er das Ideal aller Mädchen, der Liebling aller Frauen, der stille Wunsch aller Wittwen, mit einem Wort ein neuer Cäsar ist, der nur zu kommen und zu sehen und seinen Backenbart zu striegeln braucht, um selbst die Sprödeste der Spröden ohne Widerstand besiegen zu können. Glücklicher Tambour-Major!

## II.

Eines Abends wurde er — im Salon der liebenswürdigen, literaturbeschützenden Frau von K. — einer jungen, bildhübschen, aber kolossal neugierigen Wittwe vorgestellt, die ihn im ersten Monat



unausstehlich, im zweiten Monat





ziemlich erträglich, im sechsten aber schon so liebenswürdig fand, daß sie sich seine Huldigungen gefallen ließ und ihn zu heirathen beschloß.

Polca lag eben, wie dieser Holzschnitt zeigt,



auf seinen Knien, dicht zu ihren Füßen, und schwärmte Anfangs aus A-dur, ging dann allmählig in C-moll über und that so weich und gerührt, als ob



er vor ihren Augen zerfließen wollte, wie ein Eiszapfen an den Strahlen der Mittagssonne.

— Stehen Sie auf, Doctor, sprach die reizende Wittwe, Sie könnten sich sonst Ihre Unausprechlichen ruiniren. Stehen Sie auf, sage ich Ihnen, und erweisen Sie mir dafür einen andern Gefallen.

— Welchen, himmlisches Wesen?

— Ich kenne Sie bereits, wie lange?

Polck zog sein Notizenbuch aus der Brusttasche, warf einen Blick hinein und antwortete:

— Sechs Monate und dreizehn Tage.

— Also schon so lange und noch immer weiß ich Ihren Vornamen nicht. Wohl schon fünfzig Mal habe ich Sie ersucht, gebeten und gequält, nicht länger ein Geheimniß daraus zu machen, immer aber haben Sie mir meine Bitte abgeschlagen, mit einer Hartnäckigkeit, die mich — aufrichtig gesagt — etwas unruhig macht. Was soll ich davon denken, daß Sie Ihren Vornamen so beharrlich in den Schleier des tiefsten Geheimnisses einhüllen? Kann ich doch, trotz alles Hin- und Hersinnens, keinen Grund herausfinden, weshalb Sie mir Ihren Vornamen so lange verschweigen wollen!

— Ich sagte Ihnen, reizendes Wesen, schon fünfzig Mal, daß ich Ihnen meinen Vornamen nicht nennen kann, weil ich ihn selbst nicht weiß ...

— Sie können ihn doch unmöglich vergessen haben.

— Vergessen schon darum nicht, weil ich — so lange ich denke und schreibe — niemals einen Vornamen besaß.

— Lügen Sie nicht, Doctor. Jeder gute Christ muß einen Vornamen haben.

— Sie irren, Theuerste. Wie sich die Herren Könige bloß mit ihrem Vornamen, so begnügen wir Literaten uns einzig und allein mit unserm Familiennamen. Es genüge Ihnen, zu wissen, daß der Mann, der Sie schätzt, der Sie liebt, der Sie anbetet, Polck heißt.

— Aber, Gott im Himmel, ich kann Sie doch nicht immer und ewig bloß Polck, mein geliebter Polck, nennen?

— Ei warum denn nicht?

— Das klingt so kalt, so prosaisch, so spießbürgerlich frostig! Liebende nannten sich zu allen Zeiten nur bei ihren Vornamen. Romeo nannte seine Geliebte nur Julia, Julia sagte zu ihrem Geliebten immer nur Romeo. Wie komisch, hätte sie zu ihm: „lieber Montecchi“ und er zu ihr: „liebste Capuletti“ gesagt.

— Wenn ich nun aber keinen so poetischen Namen, wie Juliens Anbeter habe? Nicht Jeder, Sie werden es begreifen, kann Romeo heißen.

— Nun so heißen Sie anders. Karl? Heinrich? Gustav? Theodor? Vielleicht gar Eugen? Arthur? Alfred? Silvio? Namen, die wie gemacht zum Lieben sind ...



— Ich wiederhole noch ein Mal, daß ich gar keinen Vornamen habe. Wozu auch der Luxus? Weiß Jemand, wie die großen Schauspieldichter Aeschylos, Euripides, Sophocles mit ihren Vornamen geheissen haben? Auch sie warfen ihre Vornamen als Ballast über Bord. Wie ridicul aber wäre es, wenn ein großer Dichter, wie Heinrich Smidt, auch Heinrich Euripides, wie Ludewig Mellstab auch Ludewig Aeschylos, wie Ignaz Kuranda auch Ignaz Sophocles hiesse? Wem fällt es ein, Wolfgang Göthe, Wolfgang Mozart, Wolfgang Menzel zu sagen? Sagt man nicht kurzweg Göthe, Mozart, Menzel? Ich bitte, Madame, nennen Sie mich kurzweg Polck und fragen Sie mich, wenn ich Ihnen nicht ganz gleichgiltig bin, nie mehr nach meinem Vornamen.

— Ihr Widerstreben foltert meine Neugier; ich will, ich muß ihn wissen.

— Nimmermehr, Madame.

— Dann, mein Herr ...

— Nun, Theuerste?

— Dann kann ich Sie auch nicht mehr lieben.

— Sie scherzen wohl nur?

— Ein Mann, der so eigensinnig ist, mir eine so winzig kleine Bitte abzuschlagen; ein Mann, der so hartnäckig ein Geheimniß vor mir bewahrt, kann mich nimmermehr lieben.

— Beim Zeus, ich liebe Sie!

— Ich glaube Ihnen erst dann, wenn Sie kein Geheimniß mehr vor mir haben.

— Madame, Sie peinigen mich ...

— Ihr Vorname, mein Herr?

— Ich möchte rasend werden!

— Und warum?

— Weil ...

— Reden Sie!

— Weil ich befürchten muß, Ihnen einen Vornamen zu nennen, der vielleicht im Stande ist, mir Ihre ganze Liebe zu rauben.

— Halten Sie mich für dumm?

— Nein, Madame.

— Also fassen Sie Muth!

— Nun denn, so sei's in Gottes Namen. Ich heiße ...

— Nun geschwind, wie heißen Sie?

— Werden Sie aber auch nicht erschrecken?

— Wo denken Sie hin!

— Werden Sie aber auch nicht lachen?

— Was fällt Ihnen ein!

— Werden Sie mich dann wohl noch so lieb haben, wie jetzt?

— Noch zehn, noch hundert, noch tausend Mal lieber.



— Nun denn, so erfahren Sie ein Geheimniß, das zwölf Jahre lang in der tiefsten Tiefe meines Herzens eingeschlossen war; erfahren Sie, Madame, daß ich nicht bloß einen, sondern drei Vornamen mit mir umher-schleppe ...

— Drei Vornamen? Desto besser. Sie heißen also?

— A... A... Der Name erstirbt auf meiner Lippe ...

— Reden Sie, ich beschwöre Sie!

— Nun, da Sie durchaus darauf bestehen, ich heiße ... Abraham ...

— Abraham?

— Isaaß ...

— Isaaß??

— Feitel ...

— Feitel??? Halten Sie ein, halten Sie ein, mein Herr, Sie stoßen mir drei Dolche in die Brust. Nein, nein, Sie scherzen nur ... Sie heißen nicht so ... Sie heißen anders, ganz anders ...

— Nein, Madame, ich wiederhole es Ihnen noch ein Mal, ich heiße Abraham Isaaß Feitel Pollack, genannt Polck.

— Aus meinen Augen, Herr!

— Madame?

— Glauben Sie, daß eine Dame meines Standes je im Stande sein könnte, einen Mann — selbst wenn er ein Adonis, ein Apoll, ein Mars wäre — zu lieben, wenn dieser Adonis Abraham, wenn dieser Apoll Isaaß, wenn dieser Mars mit seinem Vornamen Feitel hieße? Fort, fort, mein Herr! Es ist aus mit uns! Wir sind geschieden, geschieden für immer ...

— Ist das Ihr Ernst, Madame?

— Ich schwöre.

— Dann habe ich die Ehre, mich bestens zu empfehlen.

Die Partie ging zurück, und Doctor Abraham Isaaß Feitel Pollack, genannt Polck, ist — noch zu haben.

### III.

Welche meiner Leserinnen will ihn heirathen?

### Salem bourg.

— Medea, sagte neulich eine geistreiche Dame, war eine alte Schwägerin.

— Wie so? fragte sie Jemand.

— Ihr zweites Wort war Jason(s). (Laßt uns schwätzen!)



## Die vornehme Dame und ihr Leibjäger.



**Frau v. Bulldogg.** Greif!

**Greif.** Gnädigste Frau Comtesse!

**Sie.** Mir scheint, ich habe etwas verloren ...

**Gr.** Eine Kleinigkeit, gnädige Frau!

**Sie.** Was denn?

**Gr.** Ihren guten Ruf.

**Sie.** Flegel, daran ist kein Anderer schuld, als Er!

## Die behexte Sphynx in Dresden.

Scherzbildchen von E. M. Dettinger.

Wer kennt nicht die Brühl'sche Terrasse? Am Fuße derselben ruhen zwei steinerne Sphynxe, die, seitdem sie der Bildhauer dorthin gestellt hat, sich immer höchst anständig betragen, Keinem der Vorübergehenden irgend etwas Unangenehmes in den Weg gelegt und Niemandem weder Räthsel noch Charaden, weder Logogryphe noch Homonyme, weder Palindrome noch sonst etwas zu Knacken aufgegeben haben. Sie verhielten sich immer still und ruhig, wie es fabelhaften Wesen ihres Ranges zukommt. Eines Nachmittags aber — es war im vergangenen Sommer — wäre eine dieser beiden Terrassen-Hüterinnen — es fehlte nicht viel — Ursache eines großen Volk-Aufstuhrs geworden.



Damals stand dicht vor einer dieser beiden Sphynxe ein Mann, in dem Jeder gleich im ersten Augenblick einen Sohn Albions, einen Beefsteak-Menschen, einen Englishman erkannte. Er hatte rothe Haare und — obgleich die Sonne schien — einen braunen Regenschirm unter dem Arme, einen großen Strohhut auf dem Kopfe und ein kleines Borgnon in der Hand, womit er die Sphynx anglozte mit einer Art von Ueber- raschung, die sich so lebhaft in jeder seiner Mienen abspiegelte, daß seine Ueberraschung einen andern Mann, der zufällig an ihm vorübergegangen war und nicht begreifen konnte, weshalb der Engländer so unabgewandten Blicks diese Sphynx anstiere, dergestalt über- raschte, daß auch er — aus Neugier — stehen blieb und die Sphynx nun gleichfalls anstarrte.

— Gentleman, begann der Neugierige, nehmen Sie es nicht übel, wenn ich eine Frage an Sie richte.

Der Engländer, vertieft in das Anschauen der Sphynx, that, als ob er die Frage nicht gehört hätte und schwieg.

Der Neugierige sah erst die Sphynx und dann wieder den Englishman an und sprach nach einem Weilchen:

— Sir, gestatten Sie mir eine bescheidene Frage.

— Was wünschen Sie?

— Ich möchte wissen, weshalb Sie seit einer Viertelstunde so unablässig diese Sphynx betrachten?

— Der Grund, weshalb ich das thue, ist so sonderbar, so räthselhaft, so wunder- bar, daß Sie ihn schwerlich begreifen würden.

— Sie machen mich außerordentlich neugierig. Ich bitte, Sir, erzählen Sie mir den Grund Ihres Staunens.

— Sie werden es mir nicht glauben, wenn ich Ihnen sage, daß diese steinerne Sphynx, in der kein Leben zu wohnen scheint, dann und wann mit ihrem Kopfe wackelt ...

— Das ist nicht möglich.

— Das sage auch ich, und traue darum meinen eigenen Augen nicht, und dennoch sage ich Ihnen die Wahrheit. Sehen Sie, sehen Sie, jetzt wackelt sie abermals mit dem Kopfe ...

— Merkwürdig, ich sehe das nicht.

— Passen Sie nur recht genau auf und wenden Sie kein Auge von ihr ab. Himmel, was sehe ich da!

— Herr, was sehen Sie wieder?

— So eben, Sir, hat die Sphynx auch mit dem Schweife gewedelt.

— Herr, das bilden Sie sich nur ein.

— Sir, wollen Sie mich blind machen? Jetzt in diesem Augenblicke sperrt sie ihren Rachen auf und — gähnt.

— Was giebt's denn hier zu sehen? fragte ein Dritter, der jetzt hinzutrat.

— Dieser Engländer hier behauptet, daß diese Sphynx da mit dem Kopfe wackelt.

— Wie?

— Mit dem Schweife wedelt.

— Was??

— Den Rachen aufsperrt und uns angähnt.

— Teufel, ist das wahr? fragte der darob höchlich verwunderte Philister und maulaffte nun gleichfalls die Sphynx an.

— Goddam, rief der Engländer, die Sphynx muß behext sein.

— Was ist denn los hier? fragte ein Viertes, der sich hinzugesellt hatte.

— Diese Sphynx da, sprach der Philister, ist behext.

— Wie so behext? fragte der Vierte.

— Sie wackelt mit dem Schweife und wedelt mit dem Kopfe, erklärte der Philister.

— Nein, umgekehrt, mein Bester, sprach der Zweite, sie wackelt mit dem Kopfe und wedelt mit dem Schweife.

— Goddam, schrie der Engländer, so eben hatte sie wieder das Maul aufgesperrt.

— Man sollte das der Polizei anzeigen, sagte ein Fünfter, der das Gespräch mit angehört hatte.

Wo erst fünf Maulaffen stehen, da stellen sich bald auch zehn und hundert ein. Nach Verlauf einer halben Stunde hatte sich dort ein dichter Knäuel neugieriger Gaffer zusammengebrängt, alle neugierig, die behexte Sphynx mit dem wackelnden Kopfe und dem wedelnden Schweife zu sehen.

Als die Maulaffen-Menge immer dichter und gedrängter wurde, mischte sich auch ein harmloser Polizei-Sergeant hinein.

— Ist denn ein Unglück passiert? fragte er.



— Ein großes Unglück, antwortete ein kleiner Spaßvogel. Die steinerne Sphynx dort ist eine Hexe von Fleisch und Blut. Sie wackelt mit dem Kopfe, wedelt mit dem Schweife und sperrt den Rachen auf, wie der Moloch.

— Moloch? Wer ist dieser Moloch?

— Ein menschenverschlingendes Ungeheuer, ein Fremder.

— So??? Wo ist er denn abgestiegen?

— Im Hotel de Saxe bei Herrn Gerskamp, der ihn vielleicht nicht angemeldet hat.

— Herr Gott! das muß ich gleich berichten, sprach der Sergeant und lief sofort auf die Polizeidirection.

Schon standen über dreihundert Menschen auf dem Plage. Die Furchtsamen glaubten bereits an Aufruhr.

— Mylord, Mylord, rief plötzlich der Englishman einer großen, rothborstigen Hopfenstange zu, die aus dem ganzen Maulaffenknäuel wie der Fockmast eines Linien Schiffes hervorragte.

— Was giebt's, was giebt's? fragte der Mastbaum.

— Erinnern Sie sich noch unserer Wette?

— Welcher Wette?

— Der Wette, die ich vor drei Monaten mit Ihnen eingegangen, der Wette, daß ich im Stande bin, einen Volks-Auflauf herbeizuführen?

— Eh bien?

— Diese Wette habe ich jetzt gewonnen. Diese ganze Menschenmenge, die Sie hier versammelt sehen, habe ich hieher gelockt . . .

— Und wodurch?

— Das sollen Sie sogleich erfahren, sprach der Engländer, häkelte sich in den Arm seines Landsmanns ein, stieg mit ihm die Terrasse hinauf und erzählte ihm dort die List, die er gebraucht, um seinen Plan auszuführen.

Mylord hatte dadurch hundert Guineen verloren.

### Literatur-Signale.

Perlen, von Robert Heller. Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

Herr Heller gehört zu dem kleinen Häuflein jener Schriftsteller, die das Haschen nach Effekt verschmähen und jedes andere Interesse dem der Wahrheit unterordnen. Aus diesem Grunde gelingt ihm nichts so gut, als die Ausmalung der Seelenzustände. Seine Eigenthümlichkeit aber, durch die er sich eine gewisse Originalität angeeignet hat, ist die Meisterschaft im Decorationsmalen. Er wählt hier so anziehende Staffagen und dabei so naturwarme Farbentöne, daß der Leser in jeder Gegend, die ihm vorgeführt wird, sich bald so einheimisch, als in den vier Wänden seiner Stube fühlt. Durch alle Erzählungen dieses Schriftstellers zieht sich dabei ein Stilleben, eine Ruhe und Behaglichkeit, die oft sehr wohlthuend auf die Leser wirkt. Die ganze Auffassung und Durchführung seiner Novellen erinnert an die harmlosen Genrebilder der holländischen Malerschule. So viel im Allgemeinen über ihn. Der diesjährige Jahrgang seines Taschenbuchs (der zweite) enthält bloß eine Erzählung — „das Erdbeben auf Caraccas“ — deren Catastrophe auf historischem Grunde beruht. Die Glanzparthie dieser Erzählung ist die lebhafteste Schilderung des Stiergefechts und die naturgetreue Ausmalung des Erdbebens. Die Ausstattung ist noch brillanter, als das erste Mal. Die sechs reizend schönen Kupferstiche werden nicht wenig zur Ausnahme dieses hübschen Taschenbuchs beitragen. E. M. D.

### Zapfenstreich.

Amsterdam. Vor Kurzem ist hier ein „Taschenbuch für Hundefreunde“ erschienen. Es enthält Hunde-Anekdoten, Hunde-Novellen, Hunde-Gedichte und Hunde-Portraits, d. h. Novellen, worin Hunde die Hauptrolle spielen, Anekdoten von gut abgerichteten Hunden und Gedichte an treue Hunde. Das Titelfupfer stellt den Hund des Aubri dar. („Charivari“ kann die Wahrheit dieser Nachricht nicht verbürgen, weil er sie der „Wiener Theaterzeitung“ entnommen hat. Wenn sie aber gegründet ist, so wünschen wir, daß der Verleger dieses Almanachs mit seiner Spekulation nicht auf den Hund kommen möge.)

Basel. Nun fällt auch ein hiesiger Buchhändler über den königlich preussischen Ober-Regierungsrath von Schmieden (siehe Charivari Nummer 4) her und erklärt,



daß dieser Herr ihm eine Sammlung unzüchtiger Aufsätze, die nach dessen Angabe aus der Feder des verstorbenen Staatsraths von Stagemann geflossen seien, zum Verlage angeboten hätte. Der züchtige Buchhändler aber habe den Antrag abgelehnt. (Vermuthlich wohl nur deshalb, weil er sich keinen großen Absatz davon versprochen hatte, oder sollte der Baseler Buchhändler wirklich so streng moralisch sein, seinen Vortheil einem Principe aufzuopfern? »Möglich ist's schon, aber wahrscheinlich nit,« singt Herr Nestroy.)

**Berlin.** Der Berliner „Gesellschafter“, der seine alte Haut gänzlich abgestreift und sich in letzter Zeit ungemein verjüngt hat, enthält in Nr. 185 folgende Notiz: »Die in Stettin erscheinenden „Börsennachrichten der Ostsee“ halten die bekannten Entwürfe der neuen Ehescheidungsgesetze für eine bloße Mystifikation, da sie „Gesetze der Impotenz“ und eine „Schule der Immoralität“ seien. Das Erstere, weil geschlechtlicher Umgang als unnöthig, das Letztere, weil Mißhandlungen auch der gebildeten Frau erlaubt seien und der Ehebruch dann nur Scheidung nach sich ziehe, wenn er durch — Zeugen (!!!) bewiesen, von dem Gemahl oder der Gemahlin denunciirt und gerichtlich bestraft sei. Man könne deshalb sagen, auch der Ehebruch scheide nicht, denn wer wird vor Zeugen das sechste Gebot übertreten? Welcher gebildete Mann, welche gebildete Frau wird die Schuldige oder den Schuldigen, auch wenn's bewiesen werden könnte, ins Gefängniß werfen lassen? Derlei Gesetze würden die Sittlichkeit der Ehe vollends zerstören. Unbesiegbarer Widerwille, selbst Laster scheiden nicht — also bloß der äußere Zwang bindet; die so polizeilich erzwungenen Ehen sind die größte Immoralität; nur Liebe heiligt und sittigt den geschlechtlichen Umgang, dieser ohne Liebe ist polizeilich privilegirte — Unzucht.« (Daß diese Entwürfe weiter nichts als Mystifikationen von Seiten einiger böswilligen Zeitungsblätter gewesen sind, geht schon daraus hervor, daß Beleuchtungen, wie die eben citirte, in Stettiner und Berliner Zeitschriften die Censur passirt haben. Man ist hier allgemein der Ansicht, daß der König viel zu geistreich, viel zu aufgeklärt sei, um derlei Entwürfe jemals gutheißen zu können.)

Die kürzlich bekannt gewordenen Memoiren des Karl Heinrich Ritters von Lang machen hier viel Spektakel, besonders die Aufdeckung bairischer Administrations-Verhältnisse — Scandalosa, wie sie in ähnlicher Art wohl schwerlich je gedruckt worden sind. Herr von Lang sagt von der Berliner Akademie: »So wie aber die Akademien dormalen in München und Berlin niederliegen, sind sie Leichname, nicht des Balsamirens werth. Die Berliner etwa könnte man noch an den Pascha von Egypten vertauschen.« Ferner: »Die Ueberheit, daß man Einen erst fragen sollte, wenn er die Bibliothek benutzen will, ob er einen königlichen Rathsrang habe, oder wenigstens ein adlicher Stallmeister oder Truchseß sei, wie in München von dem überspannten Philosophen Schelling vorgeschrieben ist, würde in Wien nicht einmal ein Schulknabe glauben.« Nun haben wir ja diesen Philosophen als Eigenthum erhalten, und er kann auch in dieser Hinsicht mit seinem Freunde, dem Oberbibliothekar Perß, noch Manches zu Stande bringen! Der Münchener und der Hannoveraner sind in dem ihnen so ganz unbekanntem Preußen innigst verbunden.

Der Rédacteur en chef de la gazette d'Etat, Dr. Zinzeisen, welcher durch seine Energie und seinen Muth die Preussische Staatszeitung zu einem nie geahnten Standpunkte gebracht hat, soll einen Ruf als Lenker der öffentlichen Meinung nach — Serbien erhalten haben.

Dem. Fanny Elster muß es schon jetzt empfinden, daß sie nach ihrer Zurückkunft aus Amerika in Paris nicht zuerst getanzt, sondern Wien vorgezogen hat. Die Pariser Journale necken sie bereits. Der „Menestrel“ versichert, die phantastischen Ehrenbezeugungen, von denen die Journale aus Havanna gemeldet, seien weiter nichts als Mystifikationen (auf deutsch Lügen), der Enthusiasmus für die Tänzerin habe einmal sogar so sehr abgenommen, daß die Tänzerin sich genöthigt gesehen, große Zettel in den Straßen anschlagen zu lassen, worauf man las: »Dem. Fanny wird den „Taleo de Keres“ tanzen. Die Musik ist ausdrücklich für sie geschrieben und sie hat diesen Tanz zum ersten Male vor dem Könige von Preußen getanzt.« Zu gleicher Zeit befand sich in Havanna eine ausgezeichnete englische Tänzerin, Miß Wels, die neben den Elster'schen Zetteln andere anschlagen ließ, mit den Worten: »Miß Wels wird den „Taleo de Keres“ tanzen. Dieser Tanz ist von Herrn Taglioni für seine Tochter Marie erfunden, die ihn zum ersten Male in dem Ballet „La Gitana“ getanzt. Die Musik dazu ist, wie Jedermann weiß, aus Auber's „schwarzem Domino“. Darunter soll gestanden haben: »Miß Wels hat nie vor dem Könige von Preußen getanzt.« Die „Wiener Theaterzeitung“, der wir diese Nachricht Wort für Wort entlehnt haben, meint: an der ganzen Geschichte sei kein wahres Wort.



∴ In dem neuen Lustspiele „Comte de Totorières, oder die Kunst zu gefallen“ hat die Darstellerin der Titelrolle, Fräulein Charlotte v. Hagn, die den leichtfertigen, nach allen Lebensgenüssen jagenden Libertin mit meisterhafter Gewandtheit darstellt, einen neuen Triumph davon getragen. Sie wurde schon nach dem Schluß des ersten Aktes, dann am zweiten und wiederum am Schluß der ganzen Vorstellung stürmisch hervorgerufen.

∴ Herr von Schelling, der Gog und Magog der neuen Philosophie, giebt seine Weisheit jetzt wohlfeiler, als im vorigen Jahre. Früher ließ sich der große Philosoph für seine Vorlesungen einen Friedrichsd'or bezahlen, jetzt begnügt er sich mit drei Thalern. Man hofft oder fürchtet, er werde sich im nächsten Jahre noch billiger finden lassen.

∴ Herr Mundt hat in seiner ersten Vorlesung den Zeitungen ein Alexchen anzuhängen versucht und sie — vermuthlich, weil sie ihn nicht mehr loben — für „Tretmühlen des Zeitgeistes“ erklärt, „durch welche die Wissenschaft zermalmt wird und worin Lüge und Verleumdung ihr tägliches Brod verdienen.“ Bekanntlich ist Herr Mundt selbst nichts Anderes, als eine dieser Tretmühlen, freilich aber eine derjenigen, die durch Wasser getrieben und von dem bessern Theile des Publikums darum wenig oder gar nicht mehr beachtet werden, denn er ist ein Stück des jungen Deutschlands und das junge Deutschland ist — wie Jeder weiß — schon lange todt.

∴ Herr Gutzkow pflanzte unlängst in seinem Blatte auf das frische Grab des in der Blüthe seiner Jahre hingeschiedenen Dichters E. Ferrand eine Kerze der Erinnerung, deren Flamme ein freundliches Licht auf die Manen des Verstorbenen wirft. »Ferrand's Talent, sagt Herr Gutzkow, war ein bescheidenes; aber was er vortrug, war empfunden. Die Seufzer und Leiden Berliner Liebe, die Poesie der Fenster-Prozimenaden, die Poesie eines Spaziergangs im Thiergarten, sanfte Ruderschläge auf dem Rummelberger See — darin war E. Ferrand Virtuose. Diese Welt gehorchte ihm, er beherrschte sie, wie sie ihn.« Sehr richtig war Chamisso's Urtheil: »Ferrand, sagte er, spielt nur eine Saite, diese aber auch wie Paganini.«

∴ Für die neue Ausgabe der Werke Friedrichs des Großen hat der König eine Summe von 77,747 Thalern ausgesetzt. Sieben Bände, die bereits für den Druck vorbereitet sind, werden im Laufe des nächsten Jahres erscheinen.

∴ Ein neuer schlagender oder dampfender Beweis, wie manche Menschen Zukünftiges vorausahnen, hat sich, wie die gute „Dorfzeitung“ erzählt, in Potsdam gezeigt. Vor Kurzem wurde verordnet, daß es auf der Eisenbahn erlaubt sein solle, in der zweiten Wagenklasse Tabak zu rauchen. Das hatten viele Ahnungsreiche vorausgeahnt und schon anticipando von dieser Erlaubniß Gebrauch gemacht.

∴ Die Wirthshäuser und Restaurationen in Berlin und Leipzig unterscheiden sich vorzüglich darin, daß man in Berlin für theure Preise schlechter ist, und daß in Berlin die Fremden und Gäste zu dem Glauben gebracht werden, sie seien der Wirth wegen, in Leipzig jedoch die Wirthin der Gäste wegen geschaffen. Die Leuten haben hier den Ancillon studirt, der da behauptet: »der Hirt sei früher gewesen, als die Heerde.« — Für ein Diner im Hotel de Pologne in Leipzig, welches 15 Sgr. kostet, zahlt man in Berlin bei Meinhard 1 Thlr., und dennoch ist die Zubereitung nicht so gut. Bei der Table d'hôte kann gar kein Vergleich stattfinden. Das Hotel de Russie und der König von Portugal in Berlin kommen dem Hotel de Pologne in Leipzig noch am Nächsten.

**Bonn.** Der akademische Senat hat sich beim Minister Eichhorn für die höchst erfreuliche Berufung des Hofraths Dahlmann, als Professor der Staatswissenschaften und Politik, an die rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität, in einem besondern Schreiben bedankt.

**Coblenz.** Der mit Recht allgemein geachtete General-Postmeister von Nagler hat der hiesigen Blindenanstalt Portofreiheit für die ganze Monarchie ertheilt. (Können denn, fragte Jemand höchst naiv, die Blinden in Coblenz Briefe schreiben?)

**Cöln.** Die königliche Regierung zu Cöln ersucht alle Polizei- und Verwaltungsbeamten, auf die Drehorgelspieler und auf ihre gesungenen und gedruckten Lieder ein wachsames Auge zu haben. Es ist recht traurig, wenn man sich vor Liedern fürchtet. Hat man denn vergessen, was der alte Seume gesagt:

„Wo man singt, da laß Dich ruhig nieder,  
Böse Menschen haben keine Lieder.“

Drum, ihr Herren, gebt das Singen frei. Hört der Mensch erst zu singen auf, dann fängt er vielleicht etwas Anderes an, was viel schlimmer ist.

**Constantinopel.** Die guten Türken sind außer sich vor Freuden, daß sich die Familie des Herrn Sultans wieder um ein Glied, eine Prinzessin, zu vermehren geruht



hat. Der 21jährige Großherr hat, seitdem er den Divan seines Vaters bestiegen, also in etwas mehr als zwei Jahren, sieben Sprößlinge gezeugt. Gut, daß die Herren Türken bis jetzt noch nichts von Apanagen wissen.

**Danzig.** Herr Dr. Pasker, der mehrere Jahre hindurch der tüchtige Steuermann des „Dampfbootes“ gewesen war und das Ruder freiwillig in andere — freilich nicht so ganz gewandte — Hände niedergelegt hatte, war um die Erlaubniß zur Herausgabe eines „Leuchtthurmes an der Ostsee“ eingekommen, hat dieselbe aber nicht erlangen können. Das „Warum“ wird erst offenbar, wenn u. s. w.

**Frankfurt.** Die berühmte Sammlung alter Waffengeräthschaften des Herzogs Wilhelm von Würtemberg wird durch eine Lotterie zu Gelde gemacht. All' die alten Schwerter, Panzer, Armbrüste u. s. w. werden von dem hiesigen Collecteur Fould in ganzen, halben, Viertel- und Achtelloosen ausgedoten. Ein Frankfurter Achtelchen auf ein Stück Mittelalter! Die Geschichte ist noch immer recht humoristisch!

**Graudenz.** Als Seitenstück zu Dr. Ramadge „die Schwindsucht heilbar“, als Penchant zu Professor Dertel's „die Kahlköpfigkeit heilbar“ und als der Vierte im Bunde zu Dr. Vogel's „der Razenjammer heilbar!“ ist hier, im Verlage von J. G. Glück, unter dem Titel „die Liebe heilbar“, eine sogenannte humoristische (?) philosophische (??) hydropathische (???) Abhandlung von einem Herrn Theodor Innocent erschienen, die weder Hand noch Fuß, weder Salz noch Schmalz hat, und eine langweilige Mystifikation ist. Die Ankündigung sagt, die Brochure sei drei Bogen stark; in Wahrheit ist es aber nur ein Druckbogen von 38 weitgedruckten Seiten in Groß-Westenformat. Das Ding kostet fünf Neugroschen, ist aber nicht so viel Pfennige werth. Das Beste am Ganzen bleibt der Titel, das Ganze selbst aber ist eine anlockende Schale mit wurmstichigem Kern und — aufrichtig gesagt — keinen Schuß Pulver werth.

**Hamburg.** Sigt denn der unglückliche Professor Jordan (in Marburg) noch immer? fragt der mit Recht darüber entrüstete „Telegraph“. Immer noch, seit Jahren, in Untersuchungshaft, ohne Schuldig oder Nichtschuldig? Was sich doch in Deutschland durch das Gesetz rechtfertigen, durch unsere Justizverwaltung beschönigen läßt! (In Frankreich darf keine Untersuchung länger als sechs Monate dauern: der Verhaftete muß dann verurtheilt oder wieder in Freiheit gesetzt werden. Wie traurig sieht es dagegen bei uns in Deutschland aus!)

Der „Jux“ des Herrn Restroy, wie meinen seine Posse „Einen Jux will er sich machen“ hat auf dem hiesigen Stadttheater seine Anziehungskraft bewährt. Ein hiesiges Journal moquirt sich über den Wiener „Jux“ und meint, Hamburg besäße genug Jux, es brauche sich nicht erst welchen aus Wien zu verschreiben. Dasselbe hat nicht so ganz Unrecht!

**Hannover.** Ein englisches Tory-Journal berichtet, in König Ernst August sei, wenn er in seinem Koller von Glenshaut zu Pferde sitze, wie im König Lear, jeder Zoll ein — König!

**Karlsruhe.** Die überall mit Ehren genannten Deputirten der badischen Kammer, Sander, Zittel, Bassermann und Mathy, lassen jetzt zur Vertheidigung und Verbreitung ihrer freisinnigen, in ganz Deutschland Wiederhall findenden Ansichten unter dem Titel „Vaterländische Hefte“ eine periodische Schrift erscheinen, von der das erste Heft vor Kurzem die Presse verlassen und im ganzen Großherzogthume freudige Sensation erregt und allgemeinen Anklang gefunden hat.

**Leipzig.** Der „Telegraph“ moquirt — und nicht mit Unrecht — darüber, daß beim hiesigen Herweghfeite gesagt wurde: »Die einzige jetzt nothwendige Form der Literatur wäre die politische Poesie.« Wir wissen zwar nicht mehr, wer das behauptet hat; aber sei's, wer es wolle: er hat mit ernster Miene etwas Lächerliches gesagt. Die Poesie hat, streng genommen, so wenig mit der Politik, als Rosenduft mit Messelhieben, als eine Nachtigall mit dem Geier zu schaffen — Jene lebt von frischen Blumen, Dieser von faulem Kas. — Die Politik ist und bleibt prosaisch.

Der „Herzog von Olonne“ — eine Oper, die in Paris und noch weit mehr in Berlin gefallen hat — ist bei uns, bis jetzt nur zwei Mal gegeben, fast spurlos vorübergegangen. Und dennoch ist dies eine Oper, die, wie „Maria Stuart“, von sich sagen darf: sie sei besser, als ihr Ruf. Einige Nummern sind außerordentlich lieblich, andere wiederum sehr pikant und zündend, wie fast Alles, was Kubler geschrieben hat. Die Melodien sind nicht durchweg neu, aber trotzdem schön und angenehm, die Instrumentation ist durchgehends originell und feck. Die Glanzpunkte der Oper sind die mit großem Fleiße ausgearbeitete Ouvertüre, die erste Arie Bianca's, der Nonnenchor mit Pelotonfeuer-Begleitung, die Cavatine des Chevalier — ein zarter Thautropfen, der auf einem Rosenblatte zittert — und das dreifache Ständchen im dritten



Akte. Das Libretto ist zwar etwas frivol, aber pikant und spannend bis zur letzten Scene, der ganze dritte Akt ist ein Lustspiel comme il faut. Die Aufführung war im Ganzen recht gelungen. Dem. Clara Krüger, deren Talent hier nicht genug anerkannt wird, sang die Bianca so rein, so schön, so nett, daß die vorurtheilsfreie Kritik sie für den kargen Beifall des Publikums entschädigen muß. Dem. Krüger hat eine Stimme, die zwar nicht sehr stark, aber wohlklingend, einschmeichelnd, süß ist. Die Art und Weise ihres Vortrags verräth die gediegene Schule, aus der sie hervorgegangen ist. Eine Schülerin des Cavaliers Micheroux — des ersten Gesangsmeisters Italiens — versteht sie die Töne so schön zu verbinden und die Cadenzen so perlend aufsteigen zu lassen, daß des Kenners Ohr — Laien verstehen das freilich nicht — dadurch sehr wohlthuend berührt wird. Auch ihr Spiel war richtig und grazios. — Nach ihr verdient Dem. Günther als Marquita erwähnt zu werden. — Herr Schmidt sang und spielte den Chevalier ganz charmant; am meisten wurde die Cavatine beklatscht, die er mit echt französischer Gentillesse vortrug. — Herr Berthold wußte die Rolle des Muñoz dergestalt zu würzen, daß das komische Element derselben noch wirksamer hervortrat. — Herr Kindermann, im Besitze der Hauptpartie, war derselben nicht so ganz gewachsen, als es nothwendig ist, um damit reussiren zu können. Sein Spiel war hier und da zu barsch und im Gesange vermischte man durchweg die Grazie, die zum Vortrage Auber'scher Musik so unumgänglich nöthig ist. — Herr Director Ringelhardt sollte sich durch den sparsamen Besuch der ersten Wiederholung nicht abschrecken lassen, diese Oper noch einige Male aufführen zu lassen; nach mehrmaligem Hören würde sie gewiß mehr und mehr gefallen.

.. Seit einiger Zeit befindet sich der E. E. russische Hof Sänger Breiting — nach Herrn Tichatscheck der erste aller Tenoristen Deutschlands — unter uns. Wir haben das Vergnügen gehabt, ihn in einigen Concerten zu hören und können nicht begreifen, warum ein Künstler, wie Breiting, in der ganzen Fülle seiner Kraft, der Bühne, auf der er in letzter Zeit in Petersburg und London so glänzende Triumphe davon getragen, den Rücken zugehrt. Bei dem immer fühlbarer werdenden Mangel an Tenorstimmen sollte jede Hofbühne, die einen ersten Tenoristen braucht, die günstige Gelegenheit benutzen, Herrn Breiting für sich zu gewinnen, denn Breiting ist Deutschlands Mourrit, seine Stimme ist frisch und colossal und bei aller Kraft doch voll Schmelz und Lieblichkeit. Wenn solche Stimmen feiern, dann dürfen wir uns nicht mehr wundern, wenn mittelmäßige Trillerhelden auf Kosten wahrer Gesangskünstler Krebsartig immer weiter um sich greifen und dem großen Talente feindlich den Weg versperren.

.. Mad. Sophie Schröder, Deutschlands größte Tragödin, hat im Vereine mit ihrer Tochter, Mad. Schröder-Devrient, im Saale des Gewandhauses, eine musikalisch-deklamatorische Abendunterhaltung gegeben, worin die große Künstlerin, deren Name europäische Berühmtheit hat, Klopstock's „Frühlingsfeier“, Bürger's „Lenore“ und Schiller's „Glocke“ mit jener herzugewinnenden Meisterschaft vortrug, welche einen neuen Beweis liefert, daß echte, wahre Kunst ewig jung, ewig mächtig, ewig fesselnd bleibt. Ihre Tochter sang aus R. Wagner's — in Dresden mit ganz ungewöhnlichem Enthusiasmus aufgenommenen — Oper „Rienzi“ eine Arie, die so allgemeinen Anklang fand, daß sich überall der Wunsch aussprach, die ganze Oper kennen zu lernen. Außerdem sang Mad. Schröder-Devrient noch einen Cyclus Schubert'scher Lieder, die mit großem Beifall begrüßt wurden. Herr Tichatscheck sang mit Mad. Schröder-Devrient ein Duett aus „Rienzi“, das reichen Beifall einerntete. Herr Mendelssohn-Bartholdy trug ein Concertstück eigener Composition mit jener sieggekrönten Virtuosität vor, die jedes Lob überflüssig macht. Der Saal war überfüllt\*). D. R.

.. Nummer 177 des „Piloten“ sagt: »Ein Herr Lysler polemisiert in der „Theater-Chronik“ gegen (den geheimen Hofrath) Tieck und tadelt namentlich sein Wirken am Dresdener Hoftheater. Wer ist denn dieser Herr Lysler?« Da unser „Charivari“ — Gottlob leider! — das Glück hat, diesen ic. Lysler näher zu kennen, so beeilen

\*) Ein hiesiges Blatt hielt sich über die Art und Weise auf, wie das eben besprochene Concert im „Tageblatt“ angekündigt war. Nur böser Wille kann in jener Ankündigung eine Indiscretion erkennen. Jeder Unbefangene wird leicht begreifen können, daß jene Worte nur Schuld eines Versehens sein konnten, das nicht von Mad. Schröder-Devrient ausgegangen ist, der man als Künstlerin ihres Ranges, ihrer Bildung wohl so viel Zartsinn zutrauen darf, daß sie ihrer großen Mutter keine Demüthigung zuzufügen fähig sein kann. Daß aber Mad. Sophie Schröder kein Concert geben soll, weil binnen Jahresfrist sechs Städte Sachsens durch Feuersbrünste eingäschert worden sind, ist etwas ridicul, eben so ridicul, daß man den Eintrittspreis von einem Thaler für ein Concert — worin die ersten Notabilitäten der Kunst mitgewirkt haben — plötzlich zu theuer finden will. Wer das wirklich zu theuer gefunden hat, brauchte ja nicht hineinzugehen. So viel uns bekannt, hat Mad. Schröder jene sechs unglücklichen Städte nicht in Brand gesteckt, auch Keinen zum Besuche ihres Concerts gezwungen. Daß Leipzig den Eintrittspreis aber nicht zu hoch gefunden hat, geht aus dem Umstande hervor, daß der Saal drückend voll war. Anmerk. der Red.



wir uns, die Frage des „Piloten“ zu beantworten: Herr Johann Peter Leonhardt-Burmeister-Eyser ist ein Mensch, der, obgleich er das Unglück hat, taub zu sein, ein feines Gehör affektirt und Theaterkritiken schreibt. Außerdem ist er auch der Mann seiner Frau, die, eine Art weiblicher Dr. Böhringer, sich hier und da als Improvisatrice hören und von ihrem Herrn Gemahle in einigen Winkelblättern pflichtschuldigst lobhudeln läßt. Wer diesen Herrn Johann Peter Leonhardt-Burmeister-Eyser auch von der moralischen Seite kennen lernen will, der lese die neuesten Blätter der „Theaterchronik“ und den Skandal mit dem beliebten Komiker Räder.

Die „Rosen“ ertheilen Herrn Brockhaus, als Verleger der „Urania“, die, beiläufig bemerkt, eines der besten und gediegensten Taschenbücher ist, den gewiß nicht übelgemeinten Rath, statt der Portraits französischer Autoren die Bildnisse deutscher Schriftsteller, wie Schäfer und Laube, zu bringen. Wir für unsern Theil sind aufrichtig genug, zu bekennen, daß Bildnisse von Hugo, Dumas, Balzac, Sue etc. uns in jeder Beziehung weit anziehender scheinen, als die mancher Schriftsteller, die, weit entfernt, ein allgemeines Interesse zu erregen, nur in gewissen Coterien beliebt sind.

Herr Bugkow behauptet in seinen „Pariser Briefen“, die Tochter der *cidevant* Dubevant sei eigentlich ihr Sohn. Wir wissen nicht, wer Recht hat. Weiblich oder männlich? That is the question, sagt ein gewisser Hamlet. Vielleicht kann uns ein Anderer darüber Auskunft geben, denn die Sache scheint Manchem wichtiger, als man glauben sollte.

**Madrid.** Auch hier will man der Pressfreiheit wieder einen Maulkorb anlegen und zwar dadurch, daß jeder Herausgeber einer Zeitung in Madrid eine Caution von 40,000 Realen (2066 Thaler), aber nicht in Papier, sondern in baarem Gelde niederlege. Letzteres kann die spanische Regierung sehr gut gebrauchen.

**Mainz.** Nummer 132 des witzigen „Rheinlands“ bringt folgende Notizen: »Die recensirende Unverschämtheit hat Herr Jean Pierre Leonhardt-Burmeister-Eyser in Dresden aufs Höchste getrieben. Dieser deutsche Jüngling, der (leider!) so taub ist, daß er die Posaune des Weltgericht=Engels nicht hören würde, schreibt Recensionen über Opernwerke, Sänger und Sängerinnen und dies mit einer eingebildeten Unfehlbarkeit, die selbst Herrn Kellstab's Urtheilsgröße um eine Cölner Domböhe überragt. Der Mann mit dem langen Namen und kurzem Verstande urtheilt sogar über die *mezza voce* der Gesangskünstlerinnen! Wenn die Blinden anfangen über den Maler Lessing herzufallen, und wenn die Tauben den Componist Meyerbeer bekritteln, dann ist die Zeit da, wo die Heupferde anfangen, das Gras der Weisheit wachsen zu hören. O Blinde, o Taube! O Jean Pierre Leonhardt-Burmeister-Eyser! O Heupferde!« — Ueber Madame Eyser heißt es: »Der einzigen und deswegen ersten Improvisatrice, Caroline Leonhardt-Burmeister-Eyser, widmet ein Reichensberger Correspondent im Beiblatt zu „Ost und West“ folgende merkwürdige Abschiedsworte: Möge die freundliche Dichterin glücklich wandern, wie ein freundliches Märchen aus alter Zeit! O kanibalische Malice — dein Name ist Reichensberger Correspondent. Also Madame Eyser ein Märchen aus alter Zeit? O du grundgütiger Himmel! Der Dame Eyser wäre es gewiß lieber, kein Märchen aus alter Zeit, sondern eine Wahrheit aus neuester Zeit zu sein!« — Von Herrn Kühne heißt es: »Er tritt mit Ende dieses Jahres von der Redaction der „Zeitung für die elegante Welt“ zurück. Wahrscheinlich denkt der kleine Leipziger Göthe (aus eigener Machtvollkommenheit) auf einem seiner Landgüter von den Strapazen der Redactionsführung auszuruhen.« — Von Raupach wird gemeldet: »Der Herr Hofrath habe in Weimar bei Hofe gespeist. Wenn ihn dieser Umstand nur nicht zu einer siebenaktigen Tragödie aus der Geschichte Weimars begeistert. Der deutsche Hofrath scheint in neuester Zeit Berlin = müde, seitdem der antik-griechische Hofrath Tieck in Berlin in den Vordergrund des Tagesinteresses getreten ist.« — Nun sage man noch, daß Franz Wiest nicht witzig ist! Eine einzige Notiz seines „Rheinlands“ enthält mehr Salz, als ein ganzer Jahrgang mancher Leipziger Zeitschrift. Schade, Jammerschade, daß Dr. Wiest am Ende dieses Jahres die Redaction des „Rheinlands“ niederlegt. Das Blatt verliert in ihm seine einzige Stütze, seine einzige Würze! Der Verleger hätte dies bedenken und Herrn Wiest von Neuem dafür gewinnen sollen!

**Paris.** Täglich erwartet man hier die zwölf Araberhengste, welche Mehemed Aly, der schlaue Erz=Psiffikus von Egypten, dem König der Franzosen vorgespannt hat in dem Glauben, daß er damit gut fahren werde. Noch begieriger ist man bei Hofe auf die vier kostbaren Shawls, die er für die Königin mitgeschickt hat. Kleine Geschenke, sagt der Franzose, unterhalten die Freundschaft und zwölf Hengste und vier Shawls sind bei so schlechten Zeiten wahrlich nicht zu verachten. Louis Philipp soll beschlossen haben, jedem Hengste den Namen eines seiner Minister beizulegen; so werden die gu-



ten Franzosen nicht nur einen englischen, sondern auch einen arabischen Guizot zum Weihnachtsgeschenk erhalten.

Die „Pariser Briefe“ des Herrn Guzkow haben, wegen ihrer Indiscretion, auf die französischen Leser, deren freilich nicht viele sind, einen Eindruck gemacht, welcher dem Verfasser keinesweges günstig ist und der eben nicht dazu beitragen wird, den reisenden deutschen Schriftstellern, welche nach ihm kommen werden, einen freundlichen Empfang in Paris zu bereiten.

Adam's „König von Yvetot“ ist gegenwärtig die Zug- und Cassenoper. Die „Gazette de France“ bemerkt, daß die ganze haute-volée der Hauptstadt sich bei jeder Vorstellung dieser Oper ein neues Stellbildein giebt. Der König von Preußen hat die Dedication dieser Oper angenommen.

**Petersburg.** Der Kaiser von Rußland hat Herrn J. Cretineau-Joly für dessen „Histoire de la Vendée militaire“ eine große goldene Medaille mit dem kaiserlichen Brustbilde zustellen lassen. Bei dieser Gelegenheit können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß manche deutsche Werke, die schon längst im Buchhandel sind, dann erst, wenn sie ins Französische übersetzt worden sind, Anlaß zu Belohnungen des Kaisers von Rußland geben und zwar nicht an die deutschen Verfasser, sondern an die französischen Bearbeiter.

**Stettin.** In Folge zweier Angriffe in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ auf einen nicht näher bezeichneten Geistlichen des hiesigen Orts, hat ein Prediger Palmié eine Predigt zu seiner Vertheidigung im Druck erscheinen lassen. Gewissensangst muß sich seiner bemächtigt haben. Ob diese Predigt die angegriffene und ob sie wörtlich so gehalten sei? ich weiß es nicht; so viel aber ist gewiß, daß der Verfasser als Märtyrer Aspectant auf den rothen Adlerorden vierter Classe geworden ist. Es liegt doch etwas Erhebendes in dem Gedanken, Ritter des rothen Adlerordens vierter Classe zu sein! Auch soll, nach dem Beispiele der Berlin-Potsdamer Eisenbahn-Gesellschaft, das hiesige Eisenbahn-Directorium beschlossen haben, eine der Locomotiven „Palmié“ zu taufen, nicht so um seiner Verdienste für Aufklärung und Fortschritte willen, als um dem Manne einen Namen zu machen. Da er eben weiter nichts ist, kann er alsdann seiner Partei à la Havernick als Stichwort dienen. Ein neidenswerthes Loos!

Man sammelt hier zu einer Bürgerkrone für den Dr. Jacoby in Königsberg. Gleichzeitig hat die Polizeibehörde die beiden Gedichte unseres Landsmannes Pruz an die badische Kammer mit Beschlag belegt.

Die hiesigen Stadtverordneten wollen auf Deffentlichkeit ihrer Verhandlungen antragen. Schon einmal — vor zwei Jahren — ist ein solcher Antrag gemacht, man hatte ihnen damals aber den Mund geschlossen. Daß sie jetzt ihn wieder zu öffnen versuchen, ist anerkennungswerth.

**Ulm.** Der Kostenanschlag für die Bundesfestungen Ulm und Rastatt wird auf 30 Millionen Thaler berechnet. (Wie viel Meilen Eisenbahnen hätte man dafür anlegen können?)

**Wien.** Nummer 257 der „Wiener Theaterzeitung“, die sich für ein „Originalblatt“ ausgibt, enthält unter dem Titel „Todt und lebendig, wie man will“ einen Artikel, der abermals ein wörtlicher Nachdruck von Dettinger's „Narrenalmanach“ (siehe Seite 407—410) ist, mit dem einzigen Unterschiede, daß Herr Bäuerle, um nicht gegen die Wiener Censur anzustoßen, den geistlichen Herrn in einen Bankier verwandelt hat. Dies ist jetzt der dritte Nachdruck, den sich die „Wiener Theaterzeitung“, das sogenannte Originalblatt, dem „Narrenalmanach“ gegenüber (man vergleiche Nummer 5 und 6 des „Charivari“) zu Schulden kommen läßt, ein Nachdruck, der um so weniger zu entschuldigen ist, da sie jedes Mal eine falsche Quelle, zwei Mal die Pesther „Pannonia“ und diesmal die Brüner „Moravia“ als Quelle nennt. Den „Narrenalmanach“ ausplündern und dabei Diebsblätter als Originalquellen angeben, heißt die Unverschämtheit doch etwas gar zu weit treiben! Geschieht das noch ein Mal, dann wird der „Charivari“ sich gezwungen sehen, aus anderm Tone zu pfeifen und grob, ungeheuer grob zu werden. Der „Narrenalmanach“ wird von den österreichischen Journal-Piraten von der ersten bis zur letzten Seite geplündert, und nicht ein einziges dieser Diebsblätter ist so ehrlich, die wahre Quelle anzugeben. Endlich reißt die Geduld und Niemand wird es uns dann verargen können, wenn wir mit Knütteln dreinschlagen.

Halm's „Sohn der Wildniß“ wird von Saphir die „bärtige Griseldis“ genannt. Und in der That ist dieser Ingomar, bei Lichte betrachtet, nichts Anderes als der bärtige Milchbruder der Griseldis.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.



Ephem. lit.  
622 m





Small, rectangular, light-colored paper label affixed to the bottom right corner of the cover.